

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 112 (1971)

Artikel: Der Honori : eine Erzählung aus dem alten Engelberg
Autor: Hess, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1033669>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Honori

Eine Erzählung aus dem alten Engelberg
von Paul Heß

Von einer alten Frau vernahm ich einmal, warum der Hausierer, von dem ich erzählen will, den Namen «Honori» bekam. Als er in einem alten, baufälligen Hause zur Welt kam, hauchte seine Mutter, kurz nach seiner Geburt ihr Leben aus. Bevor es aber soweit war, schickte die Hebamme ein grösseres Mädchen aus der Nachbarschaft nach einem Geistlichen und nach dem Doktor. Aber der Pfarrer war schon anderweitig auf dem Weg und der Arzt ebenfalls. Zum Glück im Unglück erblickte das Mädchen aber einen Kapuziner-Pater, der bei einem Bauern den Hof und Acker segnete, wie es auf dem Lande Brauch und Sitte ist. «Herr Pater», bat das Mädchen, «kommen Sie bitte, — die Mattlerin ist am Sterben und das neugeborene Kind ist auch nicht gut daran.» Dienstestrig folgte der Pater dem Mädchen und kam gerade noch recht, der Frau den Sterbesegen zu geben. Und dann zeigte ihm die Hebamme das schwächliche Kind, das kaum noch die Kraft hatte zu wimmern. «Wäre es nicht gut, Herr Pater, wenn der Knabe die Nottaufe erhielte?» — «Doch, da habt Ihr recht, — wie soll denn der Knabe heissen?» «Gebt ihm doch Euern Namen, Pater Honorius, — es kommt doch jetzt nicht mehr so darauf an, wie er heisst.» — Nun gut, der Pater taufte ihn und gab ihm seinen eigenen klösterlichen Namen «Honorius».

Als der Vater, der auf dem Taglohn im benachbarten Dorfe gearbeitet hatte, nach Hause kam, sah es traurig aus in der kleinen Wohnung. Er setzte sich müde an den Tisch, stützte den Kopf mit beiden Händen, wie einer, der keinen Ausweg mehr weiß. Die Hebamme rüttelte ihn sacht auf. «Schaut doch euer Büblein einmal an.» Der Vater gab dem Kinde einen traurigen Blick und sagte nur: «Du armer, kleiner Wurm.» — «Er hat wenigstens einen schönen Namen, er heisst nämlich Honori», tröstete ihn die Hebamme. Das Bübchen weinte nur ganz

leise, zum Schreien hatte es zu wenig Kraft, aber es lebte. Die Hebamme besorgte eine Haushilfe und dieser glückte es allmählich, das Kind aufzupäppeln bis es ein rechtes Pflegeplätzchen bekam. Trotz der guten Kost und Pflege zeigte aber der Bub keine Anlagen, sich zu einem Riesen zu entwickeln. Er war schwächer als alle andern, die mit ihm später in die Schule mußten. Jedermann nannte ihn nur «Honori» und der Bub freute sich im Geheimen damit geehrt, daß er im ganzen Dorf allein so hieß.

Er war arbeitsam und flink und rutschte nicht schlechter als die andern Kinder von Klasse zu Klasse. Als er aus der Schule entlassen wurde, bekam er ein bescheidenes Dienstplätzchen bei einem Bauern.

Wenn er die Schafe oder Ziegen hüten mußte, fand er reichlich Zeit, die Natur zu betrachten und in sein Inneres zu schauen. Honori taugte nicht zu einem strengen Beruf und für etwas Apartes zu lernen, fehlte es am Geld. So blieb er beim Bauer, bei dem er Kost und Unterkunft hatte. Zu verdienen gab es selten etwas mehr, obwohl er allerhand nötig gehabt hätte.

Als wieder einmal Jahrmarkt im Dorfe war, drängte er sich auch unter das Volk. Die vielen hübschen Sachen bei den Marktständen lockten ihn mächtig, aber er hatte kein Geld. Aber er staunte über die Beredsamkeit der Marktleute und er vergaß den Mund zu schließen als er sah, wie die Silberstücke und Batzen in eine hölzerne Schachtel flogen. Honori dachtet für sich, — so sollte man es auch haben, — das wäre nicht strenger, als den Ziegen nachzulaufen oder die Schweine zu hüten. Er blieb bis zu der Dämmerung bei den Ständen und als die Händler die unverkauften Waren wieder zusammen packten, konnte er ihnen dabei helfen.

Eine Frau gab ihm eine Kappe, die ihm zwar nicht besonders gefiel, aber er nahm sie dennoch mit Dank entgegen. Von einem

Manne erhielt er ein billiges Sackmesser mit rotem Griff, an dem hatte er schon größere Freude. Mit diesen beiden Geschenken machte er sich auf den Heimweg, aber schon anderntags verquantete er diese beiden Sachen an Lehrjungen in seinem Dorf. Von da ab suchte er dieses und jenes billig zu kaufen und er verstand es allmählich, etwa eine Magd oder einen Knecht für seine Ware zu begeistern. Es kam dann endlich soweit, daß er sich wie man etwa sagt — vollamtlich für den Hausiererberuf einsetzte.

Mit einem alten, verfleckten Rucksack, gefüllt mit alltäglichen Gebrauchsartikeln, die er in einem kleinen Warenhaus des Hauptfleckens erhandelte, ging er über Land und suchte die Bauernhöfe auf. Er hatte für alle etwas Wohlfeiles im Sack, für die Bäuerin, die Mägde und Knechte, Kämme, Elastbänder, Rasierklingen, Schuhbändel und was man im Dorf und auf dem Lande so brauchte.

Seine Buchhaltung bestand aus seinen beiden Hosentaschen. In der linken versorgte er das Geld für den Einkauf der Ware und in der rechten versteckte er unter einem fleißig gebrauchten Nastuch den Gewinn. Aus diesem recht kleinen Erlös mußte er sich durchbringen. Seine Genügsamkeit kam ihm dabei besonders zustatten und es gab Tage, an denen er keinen Rapen brauchte, wenn er eine Bäuerin in guter Laune traf, die ihm einen Teller Fleischsuppe und ein Stück Brot vorsetzte.

Er merkte sich die »guten Häuser« genau so gut, wie jene, vor denen ein Hofhund an einer Kette riß und fürchterlich bellte. Sein ganzes Wissen suchte er sich aus alten Zeitungen zusammen, die gleichzeitig als Einwickelpapier für Schuhwichse und Waschlappen dienen mußten. Seine Schüchternheit verlor er allmählich im Umgang mit seiner weitverzweigten Kundschaft, — er sprach über Politik und Erfindungen, als ob er ganz persönlich damit zu tun gehabt hätte. Daß er öfters alles Gelesene untereinander wirbelte und beim Erzählen sich jämmerlich verstieg, merkte er selber nicht. Wenn in solchen Fällen etwa ein Bauer oder

eine Magd wagte, ihm die Unrichtigkeit seiner Behauptung vor Augen zu halten, sagte er unwirsch und beleidigt: »Ich habe es ja selber gelesen, aber ihr versteht eben nichts von diesen Dingen in der Welt.«

Es kam dann soweit, daß er sich ein altes, aber noch brauchbares Fahrrad erhandeln konnte. Damit erhielt er die Möglichkeit, seine Geschäftsfahrten zu erweitern. Er hatte es streng, denn er mußte immer wieder zurückfahren in seine bescheidene Wohnung zu ebener Erde, die nur aus einem kleinen Zimmer und einem Schlupf bestand und in dem er sein kleines Warenlager aufbewahrte. Honori achtete nicht auf Wind und Wetter, man sah ihn an heißen Tagen und bei beissendem Biswind. Sein verwitterter Filzhut schien an seinem Kopfe angewachsen zu sein und an seiner Nasenspitze baumelte immer ein wasserheller Tropfen.

Im Frühjahr und im Spätherbst fand alljährlich im Dorf ein Warenmarkt statt. Auch Honori war als Händler vertreten. Auf einem großen, selbstgeschriebenen Plakate war bei seinem Verkaufsstande alljährlich zu lesen: »Die von mir eingeführten Seehundlederschuhriemen sind die besten und ich empfehle sie Mann und Frau«! Wenn dann sein Marktstand von Neugierigen umringt war, fühlte er sich im Element. Er sprach dann zu den Leuten von seinen Importen und vom Stahlwerk, von dem seine eingeführten und erprobten Rasierklingen kämen. Er sprach in ernster Miene, ohne jeden Witz und wenn sich irgend ein junger Lummel einen Spaß erlaubte oder den Wert seiner Ware anzweifeln wollte, dann blitzten seine Augen in hellem Zorne und er schrie den Jüngling vernichtend an: »Du grüner Nichtsnutz, was weißt du von Handel und Industrie, geh lieber nach Hause zu deiner Mutter, damit sie dich trocken macht.«

Ja, Honori lebte in einer Welt, nicht weniger erhaben und stolz als ein Stahlwerkbesitzer oder ein Generalvertreter eines großen Markenartikels. Und wenn ihm an einem sonnigen Maientag eine Hochzeitsgesellschaft begegnete und dazu dies trahlende Braut vor lauter Glück auch ihm zu-

winkte, dann fühlte auch er ein eigentümliches Sehnen und Erwachen in sich. Sein Sinnen erfüllte ihn dann mit Heiratsgedanken und er machte sich eifrig daran, die Heiratsinserate im «Landboten» zu studieren. Aber er war dabei wählerisch, er kreuzte nicht das erstbeste Mädchen an, das einen Heiratswunsch der Zeitung anvertraute, — nein, er schaute auf Stand und Vermögen und auf eine vollschlanke Figur, die zu einem Geschäftsmann passen mußte. Wenn er einem dermaßen im «Landboten» beschriebenen Fräulein in Gedanken schon sein «Ja-Wort» gab, dann teilte er der Suchenden mit, daß er unter den angegebenen Voraussetzungen bereit wäre mit ihr (dem Fräulein Chiffre xyz) die Ehe einzugehen. Und wenn er den Brief in den Briefkasten geworfen hatte, dann fühlte er sich bereits als Verlobter. Er pflanzte sich ein Büschelchen leuchtender Wiesenblumen auf den Filzhut und auch in's Knopfloch steckte er eine Feldnelke, setzte sich beschwingt auf sein Stahlroß und sumnte eine Melodie vor sich hin: «Machen wirs den Schwalben nach, baun wir uns ein Nest».

Seine Kundschaft sah es ihm dann von weitem an, daß ihm der Frühling wieder einmal den Kopf verdreht hatte. «Ja, wann willst du denn heiraten?» fragte ihn ein Bauer mit neckischem Zwinkern. «O, das ist nur eine Frage der Zeit, bis es uns beiden paßt, das müssen wir noch ausmachen.» Antwort bekam er meistens keine, dafür aber etwa einen Brief von einem Spaßvogel, der damit dem Freiersmann seine farbigsten Pläne jählings zerstörte. Honori blieb weiterhin allein und er führte auf seinen Kundenfahrten gar sonderliche Selbstgespräche mit sich allein.

Doch eines Tages trat eine Wendung in das eintönige, einsame Leben des Hausierers ein. Ein alter Bauer, der selber das Leben in- und auswendig kannte, zeigte dem Hausierer zwei junge, hübsche Schäferhunde. «Schau, wie lustig sie sind und schon so klug.» Honori fand Gefallen an ihnen. Als der Bauer sagte: «So ein Hund wäre doch etwas für dich, ein fröhlicher

und lieber Begleiter auf deinen vielseitigen Wegen», sinnierte Honori vor sich hin, streichelte den beiden Hunden ihr Fell und sagte endlich zum Bauer: «Schön sind sie, die Hunde, aber die kosten sicher viel Geld, soviel weiß ich auch.» Der Bauer schaute dem Hausierer in sein betrübt Gesicht und sagte dann freundlich: «Kannst einen von beiden haben, es sind kluge Tiere und kurzweilig.» Honori aber wehrte ab, — «ich will nichts umsonst». — «Ehba», brummte der Bauer. «Tu jetzt nicht so stolz, — wähle jetzt einen von beiden und dann kannst du mir zwei, drei Packungen Resierklingen geben, oder ein Sackmesser, dann hast du mir den Hund bezahlt.» Jetzt glänzten Honoris Augen vor Freude und er sagte: «Es sind beide gleich, — so nehme ich gerade den nächsten, der so an mir herumschnuppert.» — «Hast recht» sagte befriedigt der Bauer. Honori machte sich mit dem Hund auf den Heimweg. Er führte das Fahrrad mit einem verbeulten Handkoffer und einen Sack aus Segeltuch neben sich her und der junge Hund mußte wohl oder übel mitlaufen, obwohl er immer wieder nach seinem Gespan und seinem Meister zurück schaute. Der Hausierer bemerkte den Kummer des Tieres und er versuchte dem Hund den Abschied zu erleichtern, indem er mit ihm ohne Unterlaß sprach. «Mußt nicht so traurig sein, Filu, wir werden uns aneinander gewöhnen. Wir werden Freunde sein und ich werde mein Brot mit dir teilen.»

Unter solchen Verheissungen beruhigte sich Filu und trippelte ergeben neben seinem neuen Meister her. Endlich hatten sie die Behausung am Dorfrand erreicht und Honori richtete sofort ein gutes Futter für den Hund her. Honoris Heimkehr mit einem Hunde hatte aber auch die Frau beobachtet, die über der Wohnung des Hausierers das ganze Haus unter Kontrolle hielt. Und sie berichtete das unerfreuliche Ereignis vom Fenster herab einer andern Frau. Honori tat als hörte er nichts, denn er wollte mit der Klatschbase nichts zu tun haben. Filu freute sich, mit seinem Meister täglich spazieren zu gehen und dem Ho-

nori ging es genau gleich, — er hatte einen Wegkameraden, der ihn zu verstehen schien.

Eines Tages erhielt der Hausierer vom Gemeindepräsident eine Vorladung. «Was will er nur von mir?», dachte er beunruhigt. Pünktlich fand er sich beim Gemeindevorsteher ein. «Ja, — Honorius, ich sollte mit Euch reden. Es ist uns mitgeteilt worden, Ihr hättet einen Hund in Eurer Behausung und es sei schon vorgekommen, daß dieser Hund noch spät am Abend gejault oder gebellt habe. Ist das so? — Gebt mir Red und Antwort.»

«Herr Gemeindepräsident, ich will gewiß alles sagen, was Ihr von mir wissen müßt.»

«Ihr meint meinen Filu, da kann ich Euch sagen, Herr Präsident, der ist ein lieber Kerl. Alle Tage gehen wir zusammen auf die Höfe und er bewacht mein Fahrrad, wenn ich in ein Haus muß. Nein, über den Filu gibt es nichts zu schimpfen.» «Aber man hat uns mitgeteilt, der Hund belle des Nachts, das ist natürlich verboten.»

«Herr Präsident, das kommt allerdings alle zwei Wochen vor, wenn die Thrine im obern Stock ihre Klatschbasen auf Besuch hat. Da geht es furchtbar laut zu und Filu und ich werden bis nach Mitternacht um unsere wohlverdiente Nachtruhe gebracht. Daß dann der Hund, wenn es zu bunt wird, ab und zu gegen die Decke hinauf bellt, kann ich ihm nicht verwehren.»

«Ich sehe, man muß beide Seiten anhören», — beschwichtigte der Präsi. — «Aber, Ihr könntet doch in's Bürgerheim kommen, dort wäret Ihr gut versorgt und den andern wäre es damit auch gedient.»

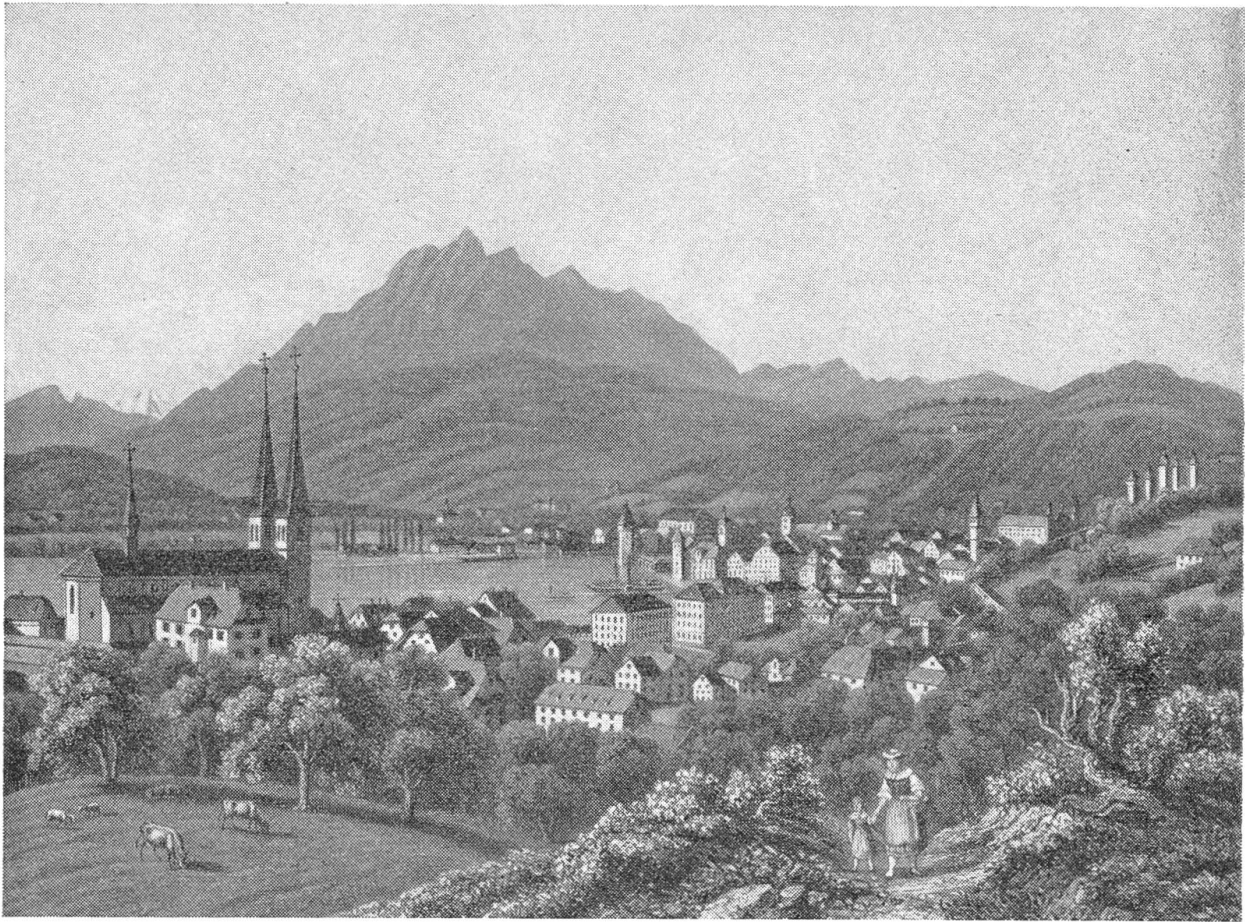
«Nein, Herr Präsident, da bin ich gar nicht einverstanden. Da müßte ich mich nach einer Hausordnung richten, — mit einem andern, — den ich vielleicht nicht riechen könnte, das Zimmer teilen und überdies steht bei der Türe: (Das Mitführen von Hunden ist verboten). Laßt mich zufrieden mit meinem Filu, wir beide lieben die Freiheit und kochen uns die Suppe selber.» «Honorius, — es ist zu befürchten, daß Euch die Wohnung gekündet wird», gab ihm der Präsi zu bedenken. «Laßt das

meine Sorge sein, Herr Präsident, bis jetzt haben wir uns beide ehrlich durchgebracht, — sogar die Hundesteuer ist bezahlt.»

«Das stimmt», bestätigte der Präsi. «Aber wenn es einmal nicht mehr geht, dann sagt es mir.» Die Thrine aber machte dem Honori schon über ein Jahr das Leben sauer. So kam es, daß Honori sich sagte: «Der Gescheitere gibt nach». Er hatte unter der Hand eine alte Postkutsche erhandelt, die nicht einmal mehr für ein Museum würdig war. Desgleichen bekam er fast umsonst einen längst ausgedienten Hotel-Omnibus. Diese beiden Vehikel ließ ihm der Riedbauer durch sein Pferd an einen Platz zwischen Wald und Bach bringen und Honori verstand es, auch für seinen Filu eine Hunde-Villa aufzutreiben. Aus alten Brettern zimmerte er mit Hilfe eines Bauernknechtes einen kleinen Warenausschuppen mit einem Wellblechdach, um darin sein Fahrrad, Kisten und Kessel zu versorgen. So bestand seine «Burg» aus vier Gebäulichkeiten. Honori war nicht wenig stolz darauf.

Es wurde Frühling und Sommer und der Hausierer lebte mit seinem Filu herrlich am Waldrand, wie es die reichen Leute zur Sommerszeit auch tun, wenn sie ihre vornehme Stadtwohnung mit einem Wohnwagen vertauschen. Sein Hund freute sich an diesem «Zuhause» und er war ein guter Wächter, wenn sich jemand aus Neugierde der Wagenburg nähern wollte. Filu konnte so herrlich knurren, als ob es ihm ernst wäre und nur selten kam es vor, daß er auch noch bellen mußte.

Nur eine Person hatte freien Zutritt und das war der vierzehnjährige Bub vom Riedbauern. Beim Riedbauer nämlich holte Honori jeden Abend die Milch in einer Gammelle und der Sepp durfte auf Geheiß seines Vaters ein gutes Maß geben. «Er ist auch ein armer Teufel», pflegte der Bauer zu sagen. Er achtete den Hausierer weil er ehrlich war und sich ohne fremde Hilfe durchzubringen gewillt war. Bei schlechtem Wetter brachte aber Sepp selber die Milch zur Burg. Dann plauderte er gerne ein halbes Stündchen mit dem Hausierer, der so



Ansicht von Luzern um das Jahr 1865

Aquatinta-Druck nach einer Zeichnung von Winterlin

kurzweilig von der Welt darußen erzählen konnte.

Der Herbst war trübe und naß und im November lag der Nebel so dicht, daß die Wagenburg wie in einen undurchdringlichen Schleier eingehüllt war. Es kam dann vor, daß der Hund plötzlich scharf bellte, wenn er in der Nähe Schritte hörte.

Honori ging bei Nebel und Regen seiner Kundschaft nach und trug über einem dünnen Regenmantel noch eine schwarze Pelerine mit einer Kapuze. Wenn der Hausierer dann dermaßen ver mummt in's Dorf oder auf die Höfe kam, zeigten die Mütter mit den Fingern auf den harmlosen Honori und sagten zu den Kindern, das sei jetzt der «Schmutzli», der unfolgsame Kinder in seinen Sack stecke oder ihnen zum mindesten eine Rute bringe. Wegen

solchen leichtsinnigen Drohungen wurde Honori bei den kleineren Kindern ein gefürchteter Mann, obwohl er keinem Kinde ein böses Wort zu geben im Stande war. Ältere Buben und Mädchen brüsteten sich damit, sie hätten vor dem Vaganten keine Angst und es kam nicht selten vor, daß Honori eine Zielscheibe für diese dummen, unverständigen Großhansen wurde. Manche saftige Schneeballe bekam er zu spüren, aber wenn der Hausierer den Hund bei sich hatte, machten die Wichtlinge einen großen Umweg um Honori und seinen Hund. «Siehst du, Filu, jetzt getrauen sie mich nicht zu necken, — du bist halt mein lieber, starker Freund und Beschützer.» Filu schien jedes Wort zu verstehen, er nickte mit seinem schönen Kopf und seine Augen glänzten ob solchem Lob.

Der Februar fiel beinhart in's Land. Einem tüchtigen Schneefall folgte eine bissige Kälte. Honori hatte einen kleinen Petroleumofen in seinem Wagen, den er einheizte, wenn er abends heim kam. Auch den Hund nahm er bei dieser Kälte in den Wagen. Er legte ihm zwei Säcke auf den Boden und deckte ihn mit seiner Lodenpelerine sorgsam zu. Eines Morgens aber stand Honori nicht auf. Durch die eisgeblühten Wagenfenster drang ein fahler Lichtschein in den frostigen Raum. Der Hund war nicht angebunden und so versuchte er seinen Herrn zu wecken. Er leckte ihm die herabhängende Hand und berührte den unbeweglichen Körper seines Meisters. Es half nichts, das Tier winselte ängstlich und machte sich an die Türe des Wagens. Obwohl die Türe nicht mit einem Schlüssel abgeschlossen war, hatte das Tier Mühe, sie zu öffnen.

Im Nu rannte der Hund zum Riedhof, heulte und winselte, bis der Bauer auf ihn aufmerksam wurde. «Es muß etwas nicht in Ordnung sein, bei der Burg drüben», sagte der Bauer. Sepp folgte dem Hund und fand den Hausierer wie leblos auf seinem Lager. Der Junge hatte noch keine Erfahrung, was in einem solchen Falle zu tun sei und so rannte er zurück und meldete es seinem Vater. «Lauf zur Polizei und zum Arzt», befahl der Bauer. Er selber eilte so rasch er konnte zur Behausung des Hausierers. «Mag sein, daß er noch lebt» dachte er und er fing an, dem Bewußtlosen die Glieder zu reiben. Er nahm eine Schnapsbuddel aus der Tasche, schüttete davon in die hohle Hand und rieb dem Mann die Stirne und Herzgegend ein.

Während er sich als Samariter abmühte, kam die Polizei mit einem Auto angefahren und gleichzeitig erschien auch der Dorfarzt. Der Bauer atmete erleichtert auf, denn er kannte sich im Stall besser aus als in einem Krankenzimmer. Der Doktor war immer ein wortkarger Mann, er sprach auch hier kaum ein paar Worte, er fühlte dem Honori den Puls, hielt ihm darauf ein offenes Fläschchen unter die Nase und gab ihm darauf eine Spritze. Einige schwa-

che Lebensgeister schienen sich zu regen und der Polizeiwachtmeister zeigte auf ein Thermometer, das er gleich nach seinem Eintreffen an die Wand gehängt hatte. Über zwanzig Grad unter Null ist es jetzt schon gefallen, der Ofen muß schon vor vielen Stunden ausgegangen sein. Der Arzt gab seine Weisungen, die Männer holten Decken und trugen den Hausierer in's Krankenauto.

Als Honori endlich die Augen öffnete, fand er sich nicht zu recht. Vier weiße, kahle Wände umgaben ihn und allmählich sah er, daß noch zwei andere Betten im Zimmer standen, in denen ein halbwüchsiger Junge und ein alter Mann lagen. Müde und verwundert schaute er umher, er wußte nicht, wo er sich befand.

Eine Türe öffnete sich lautlos und eine Nonne in weißem Kleid und Schleier trat herein. «So Honorius, wißt Ihr, wo Ihr seid?» Der Hausierer schaute teilnahmslos herum und verneinte die Frage durch eine müde Bewegung. «Im Spital seid Ihr», erklärte ihm die Schwester. «Man hat Euch beinahe erfroren zu uns gebracht.» «Wo ist Filu», fragte Honori mit kaum hörbarer Stimme. Die Schwester hatte keine Ahnung, wen er damit meinte und sagte: «Ihr müßt nur schön ruhig sein und nichts fragen, wir machen alles, was zu machen ist», — und sie hantierte allerhand um sein Bett herum und gab ihm dann einige Tropfen in ein wenig Tee.

Gegen Abend kam der Kranken-Pater in das Spitalzimmer und sprach wie ein Vater mit dem Hausierer. «Seht, Ihr seid nicht allein. Ein bejahrter Mann und ein junger Bursche mit einem Gipsbein sind Euere Zimmergenossen. Macht einander Mut und erzählt einander nicht nur traurige Geschichten». Während der Pater noch zu den Patienten sprach, klopfte jemand leise an die Türe und schon trat der Bub des Riedbauern samt einem großen, struppigen Schäferhund in's Krankenzimmer. Bevor der Pater ein rügendes Wort fand, eilte der Hund gradwegs auf Honoris Bett zu. Das Tier stützte sich mit den Vorderpfoten auf den Bettrand und leckte die

Hand seines kranken Meisters. «Filu, — mein Filu», lispelte der Hausierer und eine Träne rann ihm auf das Kissen. Der Kapuziner war selber gerührt, aber er fühlte sich doch verpflichtet, mit leisem Tadel nicht zu sparen. «Nein sowas», sagte er zum Sepp. «Hast du unten nicht gelesen, daß man keine Hunde mitbringen darf?» «Ich bin durch die hintere Türe hereingekommen, ich kenne mich im Spital gut aus, seit ich im Sommer unsern verunfallten Knecht öfters im Spital besucht hatte.»

Die Liebkosung des Hundes vermochte scheinbar noch besser zu wirken, als die Tropfen der Schwester Monika, denn Honori richtete sich auf, seine Augen zwinkerten lebendig und seine halbwegs lahme Hand tastete nach dem Kopf des Tieres. Sepp hatte Mühe, den Hund vom Bette wegzuziehen, aber er versprach dem Hausierer mit dem Hund wieder zu kommen und schon setzten alle zusammen die Zeit fest, in der es für einen solchen Besuch am günstigsten sei, ungesehen über die hintere Treppe in das Krankenzimmer zu kommen. Der Halbwüchsige mit seinem Gipsverband versprach mit seinen beiden Stöcken durch die Gänge zu spazieren und dem Sepp ein Zeichen zu geben, wenn die Luft rein sei. «Es ist nur eine weltliche Sünde, bei dem Komplott zu schweigen», dachte der fromme Mönch. «Schlußendlich ist der Filu kein gewöhnlicher Hund, sondern ein Lebensretter und hat sich nicht das Christkind in einem Stalle vom Hauch des Ochses erwärmen lassen?» Der Kapuziner stammte auch aus bauerlichem Geblüte und er selber hatte den «Bless», seinen lieben Freund und Spielgefährten auf dem väterlichen Hofe nie vergessen. Aber er gab dem Sepp strenge Weisungen, den Hund gut zu bürsten und ihn durch den frischen Schnee zu führen, denn Schmutz und Staub sei der ärgste Feind der Kranken. «Bring' eine saubere Decke mit, daß der Hund nicht das saubere Linnen berühren muß.» Sepp versprach alles und Honori zählte die Tage bis zum nächsten Besuch seiner beiden Freunde.

Er erholte sich wider Erwarten gut und

der Doktor selber war überrascht. Nur der Pater und seine Mitwisser wußten, weshalb sich Honori von Woche zu Woche besser fühlte. Eines Tages kam auch der Gemeindepräsident und brachte dem Patienten eine Flasche guten Wein. «Der Doktor hat mir gesagt, er könne es verantworten, Euch nach drei Tagen aus dem Spital zu entlassen. In Anbetracht Eurer angegriffenen Gesundheit habt Ihr doch sicher nichts dagegen, wenn ich darauf bestehe, daß Ihr in's Bürgerheim übersiedelt. Dort habt Ihr eine gute Kost, ein sauberes Zimmer und könnt wenn Ihr wollt, im Garten etwas helfen.» — Honori zuckte zusammen, als hätte er eine böse Nachricht erhalten. Er schwieg und sagte weder ja noch nein. Der Präsi wunderte sich nicht, aber er hatte das Gefühl, daß er sich, wenn auch ohne Lust, damit abfinde. Am andern Vormittage leuchtete die Märzsonne durch das halbgeöffnete Fenster. Der Schnee war schon längst weg und die ersten Primeln und Schneeglöcklein säumten die Gartenwege. Honori war allein im Zimmer. Der alte Mann war drunten im Lesezimmer und der Halbwüchsige mußte sich einer Behandlung unterziehen. Auf einmal horchte der Hausierer gespannt, eine eigenartige Melodie drang von Ferne bis in sein Krankenzimmer. Ein Ruck ging durch seinen ganzen Körper, er lauschte der Musik, die immer näher durch die Luft zitterte. Ein Orgelmann war in der Nähe und eine Klarinette mischte sich aufreizend in die lustigen Walzertöne.

Honori ging zum Fenster und sah unten die zwei Musikanten, die alljährlich zur Frühlingszeit diese Gegend aufsuchten. Er kannte beide gut, den Orgelmann mit der schwarzen Brille und den Klarinettenbläser mit dem breiten Schlapphut und einer bunten Feder darauf. Der Hausierer spürte den Duft des Frühlings und sah die verheißende Bläue des Himmels. Es gab hier kein Bleiben mehr für ihn, die Musik auf der Straße lockte zu mächtig. Honori ging an das offene Fenster und lehnte sich weit hinaus. Er winkte den beiden Musikanten hinunter und machte ihnen mit leiser Stim-

me verständlich, mehr aber noch mit Gebärde und einem Finger auf dem Mund, daß er auch komme.

Fahrende Spieleute sind meistens hellhörig, sie hatten ihn sofort verstanden. Langsam gingen sie weiter, aber die Töne ihrer Instrumente wurden lauter und fröhlicher und wiesen damit ihrem Kumpanen die Spur. Honori hatte kein großes Bündel zu packen, aber sein Herz war voll Freude und Lebenslust. Als er im Gang draußen war, blieb er einen Augenblick stehen und trat dann noch einmal in das Zimmer. Er nahm seine eigene Fiebertabelle zur Hand, drehte sie um und schrieb einige Zeilen darauf. Dann ging er auf leisen Sohlen hinaus und suchte das Weite. Als die Krankenschwester nach einer Weile in das Zimmer kam, war es leer. Sie machte wie üblich Ordnung im Zimmer und fand dann einen Zettel auf dem Tischchen. Sie las für sich halblaut: «Liebe Schwester Monika, seien Sie mir bitte nicht böse, — ich mußte fort. Vergelte Ihnen Gott Ihre Mühe mit mir, — ich danke für die Tropfen und für Ihr gütiges und freundliches Lächeln im Gesicht. — Mein Fieber ist heute anderer Art,

— es ist das Reisefieber, — die Sehnsucht nach der Landstraße. Haben Sie keine Sorge um mich, ich werde genesen, — ich spüre es, denn die Sonne und der Wind werden meine Begleiter sein.

Honorius, der Hausierer.»

Nach einigen Tagen wußte jemand zu erzählen, im übernächsten Dorf sei der Hausierer gesehen worden mit den beiden Musikanten und Filu, der Hund sei an Honoris Seite mitgelaufen. Seither sah man den Hausierer nie mehr in der Gegend, — so schön sie war, — sie wog trotzdem den Preis der Freiheit nicht auf. Der Armenpräsident wandte sich entrüstet an den Gemeindevorsteher und schalt Honori einen undankbaren Kerl. Der Präsi aber schwieg ein Weilchen, dann sagte er gelassen: «Was wissen wir von unsern Mitmenschen? — Der Drang zur Freiheit und Ungebundenheit kann mächtiger sein als das große Dach des Bürgerhauses, — ich wenigstens trage dem Honori nichts nach. — Wenn er aber einmal zurückkommt, dann steht es schlimm mit ihm, — jetzt aber ist er vielleicht glücklicher als wir, mit unserer Unruh und Eile.»

Etz isch er wider ine ghiid

Am Waldrand usum Buechelaib
hend d'Bliämlü fire gugged.
Dr Wind isch nimme ruich und taib,
sii chalti Gwalt hed glugged.
E jede Struich und Zweig hed Safd.
Zum Bode-n-uis chund niiwi Chrafd.

Sid Tage-n-isch kei Wolke z'gseh
und d'Sunne-n-isch im Boge
mid Glanz und Liichte ufum Schnee
dur iisi Wält uis zoge,
as d'Matte wider aaber sind
und s'Bächli lustig abbe rind.

Und etz uf einisch uber Nachd,
wer hätt ai nur dra dänkd,
hend d'Wolke wiitum alls vermachd
und Näbel ine ghänkd.
Dr Wind jagd d'Flocke durenand
im Sturm nu einisch uber 's Land.

Etz isch er wider ine ghiid
und will dr Meister zeige.
Wiä wild aß guchse tued und schniid
und zeehrd a allne Zweige.
Es nitzt um niid, das gruisig Tue.
Etz gahd es ufe Friälig zue.

J. v. M.